

(Nachdruck verboten.)

56]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

8.

Mitten im Frühling, wie dies bei der Unbeständigkeit des Madrider Klimas nicht selten ist, schlug das Wetter um.

Es wurde wieder empfindlich kalt. Vom grauen Himmel strömten gewaltige Regenmassen herab, zuweilen mit Schneeflocken vermischt. Die Leute, die schon zur leichten Kleidung gegriffen hatten, beeilten sich, die Schränke wieder zu öffnen, Mäntel und Ueberzieher hervorzuholen, und der Regen schwärzte und verdarb die hellen Frühlingshüte.

Schon seit vierzehn Tagen war kein Stiergefecht mehr abgehalten worden. Das auf Sonntag angefehte war auf den ersten besten Wochentag verschoben worden, an dem es schönes Wetter gäbe. Der Wächter der Arena, seine Angestellten und die unzähligen Aficionados, die der gezwungene Aufschub sehr ärgerte, spächten den Himmel ab, mit der Unruhe des Landmanns, der für seine Ernte bangt. Einige Sterne am Firmament oder eine eintretende Lücke am Wolfenhimmel, die sie erblickten, wenn sie gegen Mitternacht die Cafés verließen, gaben ihnen ihre gute Laune zurück.

„Das Wetter hellt sich auf, übermorgen haben wir Stierkampf!“

Aber die Wolken häuften sich von neuem an, das graue Regenwetter dauerte weiter und wurde von den Aficionados in allen Tonarten verwünscht, weil es dem nationalen Feste den Krieg erklärt zu haben schien. Unglückliches Land! Selbst die Stiergefechte waren in ihm unmöglich geworden!

Gallardo feierte gezwungenerweise nun schon seit zwei Wochen. Seine Cuadrilla beklagte sich bitter über diese Untätigkeit. In irgend einer andern Ortschaft Spaniens würde sie diese Ruhe gleichgültig hingenommen haben, denn überall mußte ja der Matador für die Beföstigung aufkommen, aber Madrid bildete in dieser Hinsicht eine Ausnahme. Es war dies eine üble Gepflogenheit, von den in der Landeshauptstadt wohnenden Matadoren ausgegangen, die einfach voraussetzten, daß jeder Torero in Madrid eine Wohnung haben müsse. Und die armen Kerls der Cuadrilla, die in einem ärmlichen Kosthaus der Witwe eines Banderilleros wohnten, mußten sich allerlei Beschränkungen auferlegen, um sich durchzuschlagen. Sie rauchten wenig, blieben vor den Cafés stehen und dachten an ihre Familien mit der Besorgnis von Menschen, die für eine Hand voll Duros ihre Haut zu Märkte trugen. Wenn endlich die zwei bevorstehenden Stiergefechte stattfanden, waren die Einkünfte daraus schon längst verzehrt.

Der Matador selbst ging schlecht gelaunt in seinem Hotel herum, aber nicht wegen des schlechten Wetters, sondern wegen seines schlechten Geschickes. Sein erstes Auftreten in Madrid war bedauerndswert ausgefallen. Das Publikum war ihm gegenüber völlig umgewandelt. Zwar blieben ihm noch treue Anhänger, die ihn hartnäckig verteidigten, aber diese Enthusiasten, die noch vor einem Jahr lärmend und kampflustig aufzutreten pflegten, zeigten jetzt eine gewisse Mattigkeit, und wenn sich eine Gelegenheit fand, ihm Beifall zu spenden, dann taten sie es ohne jeden Schwung. Seine Feinde dagegen und die große Masse des Publikums, die sich am Anblick von Todesgefahren weidet, wie ungerade waren sie in ihrem Urteil, wie frech in ihrem Hohn! Das, was sie andern Matadoren ohne weiteres hingehen ließen, war für ihn durchaus verpönt.

Sie hatten ihn in all seiner Kühnheit gesehen, wie er sich blindlings und vertwegen in die Gefahr stürzte, und nun wollten sie ihn immer so sehen, bis der Tod seine Laufbahn beschleße. Anfangs als er seinen Ruf begründen wollte, war er ein Selbstmörder gewesen, der Glück gehabt hatte, und heute konnte das Publikum sich nicht mit seiner Vorsicht abfinden. Die Beleidigungen flogen ihm sofort entgegen, wenn er es versuchte, der Gefahr aus dem Wege zu gehen. Kaum breitete er in gewisser Entfernung von dem Stier das Tuch aus, so ging der Radau los. Er wage sich nicht heran, er habe Furcht. Ein einziger Schritt nach rückwärts, und er

wurde für diese notwendige Vorsicht von dem Pöbel mit den gemeinsten Schimpfworten überschüttet.

Die Nachricht von seinem Mißerfolg in dem Stiergefecht in Sevilla schien schon durch das ganze Land gegangen zu sein. Seine Feinde rächten sich für die langen Jahre des Neids. Die Konkurrenten, die er so oft durch sein Beispiel genötigt hatte, sich der Gefahr auszusetzen, verkündigten jetzt überall mit heuchlerischen Ausdrücken des Bedauerns seinen Verfall. Er habe keinen Mut mehr. Die letzte Verwundung habe ihn zu vorsichtig gemacht. Und unter dem Eindruck dieser Redensarten betrachtete ihn die Menge schon mit scheelen Augen, wenn er die Arena betrat; sie war von vornherein bereit, alle seine Leistungen zu bemängeln, so wie sie ihm früher selbst in seinen Fehlern Beifall zuflößt hatte. Die charakteristische Bankelmütigkeit der Volksmenge unterstützte diesen Wechsel der Gemüthung. Die Leute waren es müde, den Mut Gallardos zu bewundern, und gefielen sich nun darin, aus einer Art Neid seine Furcht und seine Vorsicht zu kritisieren. Für das Publikum war er nie nahe genug am Stier heran. „Noch näher!“ Und wenn er mit Aufbietung seiner ganzen Willenskraft sich zusammennahm und es ihm gelang, seinen Stier zu töten wie in anderen Zeiten, so war doch der Beifall bei weitem nicht mehr so stürmisch wie sonst. Der Strom der Begeisterung, der ihn früher mit dem Publikum so eng verband, schien unterbrochen zu sein. Seine spärlichen Erfolge bewirkten nur, daß die Zuschauer ihn mit Winken und Ratschlägen belästigten. „So wird gestochen! So solltest du es immer machen, du Faulenzer!“

Seine treuen Anhänger gaben die Mißerfolge zu, aber sie suchten sie mit den prächtigen Leistungen, die an glücklichen Nachmittagen auf das Konto Gallardos zu schreiben waren, zu entschuldigen. Er läßt sich etwas gehen — sagten sie — er ist müde. Aber wenn er mal will!

Ach, Gallardo wollte immer! Warum sollte er auch nicht, wo es sich um den Applaus des Publikums handelte? Aber seine Erfolge, die die Aficionados seinem Willen zuschrieben, waren mehr das Werk des Zufalles oder dem Zusammentreffen günstiger Umstände zu verdanken. Seine unbeirrte Tatkühnheit, die ihn in den guten Zeiten erfüllt hatte, überkam ihn jetzt nur noch ab und zu.

In verschiedenen Arenen der Provinz hatte er schon Pfiffe gehört. Die Zuschauer der Sonnenplätze bliesen auf Hörnern und rasselten mit Stuhlglocken, wenn er zögerte, dem Stier den Todesstreich zu geben, oder wenn er den Stoß verfehlte und der Stier auf den Beinen blieb.

Das Madrider Publikum war besonders gegen ihn eingenommen. Kaum sahen ihn die Zuschauer bei seinem ersten Auftreten mit dem Tuch hantieren und dann zum Töten schreiten, begann gleich der Skandal: da liege eine Verwechslung vor. Man habe ihnen an Stelle des Sevillaner Gelden einen anderen untergeschoben. Das sei gar nicht Gallardo. Dieser ziehe die Arme ein, wende das Gesicht weg und mache Sprünge, wie ein Eichhörnchen, um aus dem Bereich der Gefahr zu kommen. Und tatsächlich war er nicht mehr imstande, die Stiere festen Fußes zu erwarten. Eine seltsame Verminderung von Mut und Kraft machte sich bei ihm bemerkbar.

Dieses Stiergefecht gestaltete sich zu einer riesigen Schlappe für Gallardo, und in den Kreisen der Aficionados wurde viel über dieses Ereignis hin- und hergesprochen. Die Alten, die alles Gegenwärtige schlecht und wertlos fanden, beklagten die Unzulänglichkeit der heutigen Toreros. Sie träten wohl mit einer wahnsinnigen Dreistigkeit auf, aber kaum spürten sie die Nähe des Horns, so wären sie außer Rand und Band.

Gallardo sah also mit Ugeduld der zweiten Corrida entgegen. Er hatte sich vorgenommen, Großes zu leisten. Die Verletzung seiner Eigenliebe durch den Spott seiner Feinde wurmte ihn sehr. Wenn er in die Provinz zurückkehrte nach einem Zusammenbruch in Madrid, war er ein verlorener Mann. Er nahm sich vor, seine Nerven zu beherrschen und jenen Gang zu besiegen, der ihn zurückweichen hieß, wenn der Stier zum Agriff ausholte und ihm die Bestie größer und fürchterlicher, als sie war, vorkommen ließ. Er traute sich

genug Kraft zu, um die Laten früherer Zeiten zu erneuern. Freilich, im Arm und im Bein fühlte er noch eine gewisse Schwäche, aber das werde schon vergehen.

Sein Verwalter erzählte ihm von einem sehr vorteilhaften Kontakt für verschiedene Arenen Amerikas. Nein, er wollte jetzt nicht übers Meer. Er mußte vor allen Dingen in Spanien beweisen, daß er der Alte geblieben war. Später wollte er sich dann die Reise nach Amerika überlegen.

Mit dem beklommenen Gefühl eines populär gewordenen Mannes, der seinen Nimbus verblaffen sieht, ließ sich Gallardo fortwährend in den Lokalen sehen, wo die Aficionados zusammentamen. Er ging ins Café Inglés, wo sich die Anhänger der Andalusischen Stierfechter vereinigten, und durch seine Anwesenheit verhiütete er, daß sein Name allzu sehr heruntergemacht würde. Er selbst, lächelnd und bescheiden, begann die Unterhaltung mit einer Demut, die selbst die Unduldsamsten entwarfnete.

„Es ist richtig, daß meine Leistungen nicht sonderlich gut waren; ich kann es nicht leugnen. Aber Sie werden schon bei meinem nächsten Auftreten sehen, sobald das Wetter klar wird. Ich werde zeigen, was ich kann.“

In gewisse Cafés der Puerta del Sol, wo sich die Aficionados aus den unteren Volksklassen aufhielten, getraute er sich nicht hinein. Das waren die Gegner der andalusischen Schule, die urechten Madrider, die erbittert waren über die Ungerechtigkeit, daß alle Matadore aus Sevilla und Cordoba stammten und die Hauptstadt nicht einen glorreichen Vertreter der Stierfechtkunst besaß. Die Erinnerung an Frascuolo, den sie als Madrider Kind betrachteten, lebte in ihren Kreisen fort, wie die Verehrung eines wundertätigen Heiligen. Es gab viele unter ihnen, die schon seit Jahren den Zirkus nicht mehr betreten hatten, seitdem „der Schwarze“ sich zurückgezogen hatte. Wozu auch? Sie begnügten sich damit, die Berichte über die Corridos in den Zeitungen zu lesen, überzeugt davon, daß es keine Stiere mehr gab, ja nicht einmal mehr Toreros seit dem Tode Frasculos. Andalusische Zungen, nichts weiter, die mit affenartiger Behendigkeit Sprünge machten und Mäntel schwenkten, aber keine Ahnung hatten von dem, was es hieß, einem Stier festen Fußes standzuhalten.

Ab und zu strich ein Hauch der Hoffnung durch ihre Reihen. Madrid werde bald einen großen Matador haben. Man hatte einen Novillero entdeckt, einen Stierfechter, der am Anfang seiner Laufbahn stand und bisher nur Stierfälscher erlegt hatte. Es war ein Vorstadtkind, das, nachdem es sich in den Arenen von Calleca und Tetuan mit Ruhm bedeckt hatte, Sonntags schon in der Arena der Hauptstadt an billigen Stiergefechten teilnahm.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Sara.

Die Geschichte einer Liebe.

Von Johan E. J. Idborg. — Verechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Laura Heldt.

„Du solltest nur 'mal zu uns 'rauskommen, Väterchen.“ sagt Boel, „wir würden Dir schon ordentlich die Seiten kitzeln, ha, ha, ha!“

„Hä, hä, — ich wag es nicht, Boel; ich wag es bei Gott nicht!“ „Wenn ich Dich recht kenne, Wiesenhofbauer, dann wirst Du wohl schon früher 'mal auf einem Heuboden gespielt haben.“

„Hä, hä, hä!“ Dann ruft Nads, der Häusler, von oben her aus seinem Maueloch: „Wenn das so weiter geht, dann mußt Du, hol mich der Satan, zum nächsten Jahre andauen!“ Ueberall herrscht die vortrefflichste Stimmung.

Die Knechte sind in Hemdsärmeln; der Schweiß perlt nur so runter. Das Blut hämmert in den Schläfen stärker, immer stärker nach jedem Fuder. Sie sind vergnügt, ausgelassen, halb wild; denn das Heu ist so prächtig geraten; und wie es duftet! Sie feuern die Pferde an, die mit erhobenen Nähn und weit aufgerissenen Nasenlöchern dahinjagen und den Heudunst einsaugen. Der leere Wagen rattert über das Steimpflaster, und von der entgegengesetzten Seite preßt das volle Fuder sich mit Mühe und Not durch das Tor.

So oft sie kann, kengt Sara sich vor, um Anders' Locken zu sehen, wenn er davonfährt. Im übrigen ist sie froh, so unbedenktlich im Galbbüchel des Heubodens bleiben zu können, wo niemand sie sehen kann und niemand sie anredet, weil alle so beschäftigt sind.

Es kommt eine Ruhepause. Mit den Händen im Schoß sitzt

sie in dem süßen, würzigen Heu und denkt an das, was sie erlebt hat — und doch geht alles so wie sonst seinen gewohnten Gang. Sie denkt an die Nacht, die vergangen, und an Anders' warme Lippen . . .

Aber Boel, die sich ausgestreckt hat, so lang sie ist, muß natürlich ihr Rundwerk laufen lassen, und sie ruft mit einem Seufzer: „Wer jeht seinen Schatz hier hätte, was, Sara!“

„Du bist wohl nicht recht gescheit!“ antwortet Sara und laut an einem Strohhalm.

„Was sagtest Du eben, Boel?“ fragt der Häusler von oben herunter.

„Ach, ich vergaß ganz, daß Du auch noch da bist, ich sagte übrigens, daß — ja, Du bist zu alt, Nads, ha, ha, ha!“

„Die alten Ochsen sind's, die die steifen Hörner haben, Boel, und ich bin, hol's der Satan, noch springlebendig!“ Nads Feuer-Augen funkeln dort oben im Nest.

Dann steht wieder das volle Fuder in der Scheune; die Pferde prusten; ihnen ist wohl zu Mut, und der Großknecht Sören fragt, ob sie da oben wach sind, und schwingt dabei seine blanke Stahlfurle.

Es wird Heu eingefahren bis zur Bettzeit.

Sara sinkt müde in die Kissen. Sie horcht auf Fuhrritte, achtet auf den kleinsten Laut. Aber trotzdem wünscht sie, er möchte heute Abend nicht kommen.

Bald hebt und senkt sich ihre Brust in gesunden ruhigen Atemzügen.

D.

Es war an einem Septembermorgen, als Anders' Verwandte, das hübsche, dunkle Mädchen, nach dem Wiesenhof auf Besuch kam. Darin lag ja nichts Besonderes, aber Anders brauchte sich doch nicht die ganze Zeit mit ihr abzugeben. Gewiß, sie war hübsch, aber gut war sie nicht, das konnte man bald erkennen.

Es war ja auch begreiflich, daß er mit seiner Verwandten sprach und sie herumsführte — und die Wiesenhofbäuerin sah es wohl am liebsten, wenn die beiden allein gingen —, aber es war doch nicht gerade notwendig, daß er ihr so tief in die Augen sah, wenn sie ihn auch mit ihren schwarzen Augen anlochte.

Sara war den beiden überallhin gefolgt, wo es nur immer anging. Waren sie im Hofe, dann konnte sie sie vom Fenster des Brauhauses aus beobachten, waren sie hinten im Garten, konnte sie sie von ihrer Kammer aus sehen und von einem kleinen Raum aus, der einstmals zur Aufbewahrung von Käse gedient hatte. Im Zimmer drinnen störte sie sie, so oft sie konnte, indem sie wiederholt ein und aus lief.

Es war merkwürdig, wie wenig Blide Anders heute für sie übrig hatte . . .

Sie fand es ganz auch in der Ordnung, daß er jene eine Strecke begleitete, aber nun war es fast Abend, und er war noch nicht zurückgekehrt.

Wo blieb er nur?

Und selbst wenn sie, Sara und Anders, jetzt sehr vorsichtig sein mußten, damit Naren, die Wiesenhofbäuerin, nicht zu viel entdeckte, so mußte doch alles seine Grenzen haben.

Selbst wenn er das Mädchen durch das ganze Wäldchen begleitete und mit ihr bis jenseits der Höhen ging, solch eine Ewigkeit konnte es trotzdem nicht dauern.

Als Sara fertig ist, fragt sie um Erlaubnis, die Schneiderin besuchen zu dürfen. Sara hat sich mit der armen überarbeiteten Schneiderin befreundet, denn ihr schien, sie war so gut zu ihr gewesen, damals im Winter mit dem Band, als Sara zu Ball wollte; und es war schon vorgekommen, daß sie wohl eine ganze Stunde miteinander verplaudert hatten, wenn Sara Zeit gehabt und ihr einen kleinen Besuch gemacht hatte.

Sara geht auf die Meierei zu, wo die Schneiderin wohnt, vor sich im Hintergrunde das Hallumer Hochland. Die Sonne ist untergegangen. Der letzte Schimmer des schwindenden Tages verbleibt in einigen gelblichen Streifen gen Norden zu. Und von diesem hellen, goldig-gelben Himmel heben sich die dunklen Hallumer Berge fast schwarz ab mit ihren klaren, festen und doch biegsamen Konturen, eine Linie, die gezogen ward vor Beginn der Zeiten.

Sara muß mit ihren Augen dieser wunderbaren Linie folgen, die so tiefe Sehnsucht erweckt und die so stehen wird bis zum jüngsten Tag.

Vom Fenster der Schneiderin aus kann Sara den Fußsteig überblicken, den Anders für den Rückweg benutzen muß. Sie plaudert mit der Schneiderin, redet und redet, damit nur kein Licht argezündet werde. Es ist unglaublich, wieviel sie zu sagen hat. Aber sie hält die Schneiderin in Atem. Selber sitzt sie da und weiß kaum, worüber sie spricht, lügt aber dabei scharf hinaus auf den Fußsteig.

Schließlich holt die Schneiderin aber doch ihre kleine Lampe, und Sara geht.

Das Licht des Vollmondes liegt über der weiten Landschaft. Es hängt Nebel über den Strandwießen, über den Teichen und Buchten, die ins Land hineinzüngeln, ein flacher, weißer Nebel wie schneebedecktes Eis zu beiden Seiten des Fjords, der wie ein mondbeckienenes Eisloch funkelt. Die Häuser und Anwesen unter am Fjord, wo die Lichter in den Zimmern angezündet werden, tauchen in unklaren Umrisse auf wie schwarze Kobolde mit Feuer-Augen, und die jeniseitigen Höhen steigen hoch aus dem Nebel empor, wie fremde, seltsame Berge. Es ist ganz märchenhaft.

Und alles klingt so eigentümlich in der Luft. Weit draußen im Westen taucht ein Ton aus der Stille auf, ein fernes Dröhnen, das stärker und stärker wird. Und man sieht einen fladernden Feuerchein, der sich von Norden nach Süden zu bewegt.

Das ist die Eisenbahn, die in der Ferne vorbeifährt. Nach und nach verliert sich das Geräusch.

Einen einsamen Kiebitzschrei aus dem Sumpfe erkennt Sara sofort, ebenfalls das ferne Gebell eines Hundes aus irgendeinem Hofe; aber die Luft ist so eigentümlich. Sara ist voller Erwartung, sie lauscht nach allen Seiten, horcht und späht.

Anderst ist nirgends zu sehen, nicht im Osten und nicht im Westen.

Sie biegt in die Allee ein, und wenn es auch still ist, so bewegen sich doch die Blätter der hohen Pappeln leise; es klingt wie Rieseln, wie eine verborgene Quelle, die rinnt, tropft und rinnt und die Seele lauschen macht.

Sie geht hinein in den Garten. Ihr Schatten gleitet über den weißen Hausgiebel.

Sie setzt sich in die träumenden Büsche an einer Stelle, wo niemand sie sehen kann, von wo aus sie selber aber den Fußsteig vom Hallumer Wäldchen zu beobachten vermag.

Aber Anders kommt nicht. Wie tief die Sehnsucht eines Herzens sein kann. —

Witten in der Nacht, als sie in ihrem Bett liegt, hört sie seinen Schritt, wenn er auch noch so leise geht. Aber sie kennt ihn aus weiter Ferne. Selbst wenn ihr Auge geschlossen ist, ihr Ohr schläft nicht.

Die Tür öffnet sich, und er steht in ihrer Kammer. „Guten Abend, Sara,“ flüstert er, und die Luft wird heiß von seinem Atem.

Aber Sara antwortet kühl: „Na, hast du sie nun nach Hause begleitet?“

„Ach, — ich bin mit ihr nur durch das Wäldchen gegangen.“ (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Taubstumme Blinde und menschliches Denken.

Wenn man sich klar macht, was es für einen Menschen bedeuten muß, blind zu sein und zu gleicher Zeit taub und stumm und vielleicht auch noch ohne Geruchsvermögen, wie sich dies alles mehrfach nach Infektionskrankheiten in frühester Kindheit ereignet hat, so wird man von einem schmerzlichen Schauer gepackt über die bloße Möglichkeit eines so grausamen Zusammentreffens im Geschick eines einzelnen Wesens. Ewige Nacht, in die der Ton keiner Stimme dringt, aus der keine Antwort gesprochen werden kann und die nicht mal fähig ist, den Duft der Speisen wahrzunehmen oder, was fast daselbe ist, sie zu schmecken. Man möchte für den ersten Augenblick annehmen, ein derart seiner Sinne beraubtes Geschöpf müsse einem galvanisierten Leichnam gleichen und in tierischer Stumpfheit vegetieren wie die geborenen Idioten, die verständnislos ins Leere starren und sich unter unartikulierten Lauten das tägliche Futter hinabstopfen lassen. Kann der Mensch denn seine Verstandestätigkeit anders entwickeln, kann er anders denken lernen als in den Worten der gesprochenen Sprache oder ihrem sichtbaren schriftlichen Abbild?

In der Tat kann er es. Das unerhörte Experiment, das die Natur mit einzelnen Unglücklichen anstellte, hat es uns zur Genüge gelehrt. Allerdings sind die genaueren Nebenumstände der Fälle von der Wissenschaft nicht so wie es zu wünschen wäre nachkontrolliert worden. Das liegt einmal daran, daß sich eine streng biologisch vorgehende Psychologie überhaupt erst jetzt zu entwickeln beginnt; zum anderen Male untersteht die Erziehung der Blinden in der Regel Leuten, die zwar gute Praktiker des Anstaltslebens sind, aber für das Gebiet der experimentellen Untersuchung oft keineswegs eine muster-gültige Vorbildung besitzen. Zum Beispiel erschien ihnen die feinere Empfänglichkeit des komplizierten Hautsinns für Luftströmungen und Wärmestrahlung so rätselhaft, daß sie den Blinden allen Ernstes ein besonderes Ferngefühl als sechsten Sinn zuschrieben.

Unter den taubstummen Blinden ist die Amerikanerin Helen Keller, die jetzt im 30. Lebensjahre steht, wegen ihrer hohen Intelligenz und ihrer literarischen Tätigkeit zu einer Art von Weltberühmtheit gelangt. In Amerika wird ja alles, was sich dazu irgend eignet, zu einer Sensation gemacht. So auch der Bildungsgang der Helen Keller. Das Publikum ist förmlich lüstern danach, zu wissen, wie dieses oder jenes Werk eines Poeten oder irgendein Weltereignis sich in der Seele der taubstummen Blinden malt. Das öffentliche Mitleid reißt mit ihr a la Barnum umher, und die Schaustellung des Unglücks wird zum Geschäft. Gerade im Fall der reichbegabten Helen Keller ist es zu bedauern, daß die wissenschaftliche Forschung zu kurz gekommen ist. Schlägt man das Buch auf, das sie unter dem Titel „Geschichte meines Lebens“ auch in deutscher Sprache veröffentlicht hat, so erfährt man eine arge Enttäuschung. Es ist ein durcheinander gewürfeltes Haufen von Erinnerungsbildern, untermischt mit wenig originellen Urteilen über alle möglichen Dinge, wie sie Leute von sich zu geben pflegen, die ihre „Bildung“ zeigen wollen. Eine systematische Erörterung

der Mittel und Wege, durch die es gelang, Nicht in diesen leiblichen Kerker dringen zu lassen, gibt weder Helen Kellers eigene Erzählung noch die ihrer Beobachter.

Etwas gründlicher ist ein früherer Fall untersucht worden: der der Laura Bridgman, die 1880 im Alter von 60 Jahren zu Boston starb. Bald nach Vollendung ihres ersten Lebensjahres erkrankte sie nebst ihren Geschwistern am Scharlach. Zwei ältere Schwestern starben; sie selber genas, büßte aber die Fähigkeit des Gesichtes, Gehörs und Geruchs ein. Es verblieb ihr also nur das Tastgefühl, um mit der Außenwelt in Verkehr zu treten. Die Eindrücke, die sie während des ersten, normal-sinnigen Lebensjahres empfangen hatte, sind sicherlich in der Folgezeit zu einem bedeutungslosen Nest zusammengelastet. Welcher Mensch vermöchte sich je in sein erstes Jahr zurückzuerinnern, wo die Sinnesorgane noch alles stumpf und ohne vernünftige Ordnung aufnehmen und die Begriffe erst eben keimen wollen! —

Im achten Jahre kam Laura in die Behandlung einer Anstalt. Bis dahin war sie also ganz auf sich selber angewiesen. Sie erzählte später von dieser Zeit, daß sie sich im Hause der Eltern ganz sicher umherbewegte; sie wußte von den einzelnen Zimmern, von den Teppichen, die auf dem Fußboden lagen, von der Ritze in einer Wand, durch die die Katze ein- und ausliefste. Ihre Mutter hatte, wie sie berichtete, zwei Krämpelbänke, zwischen denen sie „etwas ganz Weiches wie Baumwolle“ zu reiben pflegte. Das sind ihre späteren Erklärungen. Damals konnte sie keinerlei Bezeichnung für die Dinge. Dennoch war eine gewisse Verständigung möglich. Wenn sie zu essen begehrte, streckte sie die Hand aus, und sie machte die Bewegung des Streichens, sobald sie Butter aufs Brot wünschte. Es handelt sich hier um nachahmende Gesten, deren Wiederholung in der Erinnerung hastete und die dadurch zum Symbol wurden. Ähnlich vermittelte man ihr den Ausdruck der Unzufriedenheit, indem man ihr einen Schlag auf den Rücken gab. Dagegen bedeutete die Berührung ihres Kopfes, daß man mit ihr zufrieden war. Alles dies steht noch auf einer Stufe mit der Dressur eines Hundes.

Der nun folgende Unterricht mußte Laura Bridgman die Möglichkeit eröffnen, erstens sich selber verständlich zu machen und zweitens die Gedanken der anderen verstehen zu können. Hierfür gab es wieder zwei Wege. Man konnte das Keine, eben geschilberte Zeichensystem weiter ausbilden, b. h. neue Ausdrucksbewegungen und Berührungen als Bezeichnung für alle möglichen Dinge, Handlungen und Wünsche erfinden und ihr beizubringen suchen. Aber dies Verständigungsmittel hätte Lauras Isolierung von der Mittwelt nicht aufgehoben; einzig ihr Lehrer hätte sich dann mühsam mit ihr unterhalten können. Es mußte ihr also irgendwie der Zugang zu dem vorhandenen Zeichensystem der gewöhnlichen Sprache erschlossen werden. Aber wie? Sie war völlig taub, konnte daher nichts hören und war auch zu der Stummheit der Tauben verurteilt. Andererseits konnte sie kein Schriftzeichen sehen. Dr. Howe, der den Unterricht leitete, verfuhr folgendermaßen: Er fertigte in je zwei Exemplaren Papierstreifen an, auf denen die Namen häufig vorkommender Gegenstände (wie Messer, Löffel, Stuhl usw.) in erhabenen Buchstaben gedruckt waren. Immer einer der Zettel wurde auf den betreffenden Gegenstand ge- klebt, der andere blieb lose. Nun mußte Laura z. B. das Messer mit dem Streifen darauf befühlen, dann belam sie den losen Streifen mit dem Wort „Messer“ in die Hand und mußte ihn wieder befühlen. Hierauf machte man ihr das Zeichen der Gleichheit, indem man ihre beiden Zeigefinger genau nebeneinander legte. Laura begriff bald, daß die Zeichen auf den beiden Streifen stets gleich waren; aber weiter noch nichts. Am dritten Unterrichtstage ging ihr aber das Verständnis dafür auf, daß die Zeichen auf den Streifen die Dinge bedeuteten, auf die sie geklebt waren. Sie legte nämlich den Streifen mit dem Wort „Stuhl“ von selber auf einen Stuhl und danach wieder auf einen anderen Stuhl, wobei ihr bis dahin verdunkeltes Gesicht von einem glücklichen Lächeln überzogen wurde. Hier war der Scheidepunkt, wo die Dressur aufhörte und die dem Menschen eigentümliche Vernunft zu wirken begann. Ein fast feierliches Moment der Erkenntnis auch für den Lehrer!

Nun erkannte Laura allerdings die Zeichen für die Dinge, oder sagen wir die Namen der Dinge. Sie war damit bereits in das Wesen des sprachlichen Denkens eingedrungen; denn dieses besteht eben darin, daß ein Vorstellungsinhalt mit einem bloß äußeren, nach Uebereinkunft geschaffenen Zeichen verknüpft wird, einem Zeichen, das selbständig für sich nichts bedeutet, sondern bloß Zeichen ist. Aber Laura hatte die Namen vermittelst des Tastgefühls nur als ein zusammenhängendes Ganzes kennen gelernt. Dr. Howe lehrte sie nun das Betasten einzelner Metalltypen und brachte sie bald so weit, daß sie z. B. die Buchstaben „e“, „m“, „r“, „s“ aus dem Kasten heraussuchte und richtig zu dem Wort „Messer“ zusammensetzte, sobald man ihr ein solches in die Hand gab.

Nachdem so das Alphabet erfaßt war, konnte man zu einer neuen Methode übergehen. Es war für Laura viel zu umständlich, den Namen eines Dinges, wenn sie ihn ausdrücken wollte, immer erst aus den Metalltypen zusammenzusetzen, weshalb sie ihre Zusage stets noch immer zu Gebärden nahm, die in der Regel natürlich unklar wirkten. Man lehrte ihr jetzt daher das Fingeralphabet der Taubstummen, das heißt: man brachte ihr bei, wie sich die Bedeutung jeder einzelnen Metalltyp durch eine bestimmte Stellung

der Finger ausdrücken läßt. Diese Fingersprache wurde Laura im Laufe der Jahre so außerordentlich geläufig, daß man ihr kaum zu folgen vermochte, wenn sie sich ihrer bediente. War sie allein, so hielt sie in ihr Monologe, ja, was am meisten charakteristisch ist, sie redete sogar im Traum mit den Fingern! Wollte man sich ihr auf diesem Wege selber verständlich machen, zum Beispiel ihr etwas vorlesen, so mußte man ihr natürlich die redende Hand zum Befühlen hinreichen.

Was Laura zuerst lernte, waren Hauptwörter, und zwar Namen für greifbare Dinge. Schwer ist es anscheinend für sie gewesen, zu abstrahieren. Ausdrücke wie „großes Buch“ oder „schwerer Stein“ hielt sie anfangs offenbar nur für neue Doppelnamen, die ein bestimmtes Buch und einen bestimmten Stein bezeichnen sollten, denn sie fragte beständig, welches denn die anderen Namen für *Stuhl*, *Tisch* usw. wären! Die Quellen versagen übrigens hier, so daß sich die Entwidlung nicht mehr deutlich verfolgen läßt. Was wir bisher sahen, genügt auch vollständig, um zu zeigen, daß zuerst durch das Tastgefühl eine Vorstellung davon herborgerufen wird, daß die Dinge konventionelle Namen haben und daß sich die Namen dieser Dinge aus bestimmten, immer wiederkehrenden Teilzeichen (Buchstaben) zusammensetzen. Danach beginnt für den taubstummen Blinden im Fingeralphabet die geläufige Erlernung einer Grund- oder Muttersprache, die Wahrnehmung durch vereintes Tast- und Bewegungsgefühl. Gerade wie wir beim Sprechen oder Lesen den Klang oder das Bild eines Wortes mit einem Male auffassen, ohne erst wie die Kinder zu buchstabieren, so zerlegt auch schließlich der Taubstumme die Fingerbewegungen nicht mehr in die einzelnen Komponenten, sondern begreift eine ganze Serie von Bewegungen zugleich. Und nun kommt der Brennpunkt unserer Betrachtung: Wenn wir denken, so meinen wir innerlich die Worte zu hören; ja, wir denken laut, indem wir die Worte vor uns hin sprechen. Daher der Trugschluß, als sei das Denken an die gesprochene Sprache geknüpft. Aber genau so meint der taubstumme Blinde, wenn er denkt, Tast- und Bewegungsgefühle zu empfinden. Laura Bridgman und Helen Keller versichern übereinstimmend, daß sie in den Fingern denken. Sie denken „laut“ und träumen „laut“ in Fingerbewegungen. Das geordnete menschliche Denken ist also nicht an die gesprochene Sprache oder deren schriftliches Abbild geknüpft, sondern bloß an den Besitz einer von möglichst vielen Menschen gleichzeitig angenommenen Methode der Bezeichnung für Dinge, Handlungen und abstrahierte Eigenschaften. Man kann daraus den Schluß ziehen, daß das menschliche Denken am meisten gefördert werden würde, wenn alle Menschen nur eine einzige Muttersprache erlernten, weil dann alles, was irgendwo auf der Erde Neues gedacht wird, jedem beliebigen anderen zum mindesten sofort zugänglich wäre.

Wir kommen damit endlich noch auf den Begriff der Uebersetzung. Bis auf verschwindende Ausnahmen vermag sich jeder Mensch nur in der einen „Muttersprache“ mit größtmöglicher Vollkommenheit auszudrücken. So der taubstumme Blinde im Fingeralphabet. Wenn nun weiter von Laura Bridgman berichtet wird, sie habe schreiben gelernt, und von der intelligenteren Helen Keller außerdem, sie könne auf der Schreibmaschine tippen, Braillesche Blindenschrift lesen, Morse-Telegraph kopieren, durch Befühlen der Mundstellung eines Sprechenden seine Worte herauserkennen und selber nach Art der Taubstummen sprechen, das heißt durch Dressur ihrer Sprachwerkzeuge möglichst richtig klingende Worte hervorstoßen (ohne sie zu hören), so bedeutet dies alles nicht ein Denken in einem neuen symbolischen System, sondern einfach „Uebersetzung“. Wenn also Helen Keller auf Grund von Notizen in Brailleschrift das Manuskript ihres Buches in Schreibmaschinenschrift hergestellt hat, so bedeutet das für sie einen so umständlichen Uebersetzungsorgang, als wenn ein vollsinniger Deutscher nach französischen Notizen ein englisches Werk schreiben wollte. Beim Herstellen eines solchen Werkes wird die originale Denkarbeit des Lehreren in der großen Hauptsache in seiner gewohnten deutschen Muttersprache vor sich gegangen sein, Helen Keller muß dagegen in der Fingersprache gedacht haben.

Alfred Rind

Kleines feuilleton.

Physikalisches.

Blitz und Donner. In diesen Wochen andauernder heftiger Gewitter fragt sich manches ängstliche Gemüt, was ist denn eigentlich der Blitz, was macht den Donner? Vom Blitz hat man noch eine Vorstellung: er ist ein elektrischer Funke von mehr oder weniger starker Spannung und entsprechend geringerer oder größerer Bündkraft. Und den Donner erklärt man sich meist als ein dem Blitz folgendes Geräusch, als Schallwellen, die durch die plötzliche Zerreißung der Luft gebildet werden. Im Band II seiner „Physik und Meteorologie“ sagt Dr. Joh. Müller: „Der Donner entsteht durch die Vibration der gewaltig erschütterten Luft“. So vorsichtig das ausgedrückt ist, so will es doch wohl so verstanden sein, als werde der Donner dadurch hervorgerufen, daß der Blitz die Luft „gewaltig“ zerreißt oder „erschüttert“. Nun zerreißt aber der Blitz die Luft überhaupt nicht. Die Luft trägt durch ihre Wellenbewegung nur

den durch den Blitz herborgerufenen Schall weiter. Die Elektrizität gleitet in Wellen durch die atmosphärische Luft. H. L. Braun gibt im 19. Heft der von H. G. Francé herausgegebenen „Natur“ eine Erklärung für die Entstehung des Donners, die allgemein verstanden werden dürfte. Durch die in manchen Wolken enthaltene Elektrizität wird das Wasser der Wolkenmehel in seine chemischen Bestandteile (Wasser- und Sauerstoff) zerlegt. Der leichtere, von dem spezifisch leichteren Sauerstoff getrennte Wasserstoff geht mit der atmosphärischen Luft eine Verbindung ein, die als *Knallgas* bekannt ist; in mehr oder minder großen Quantitäten hat sich dieses Gas in und zwischen den Wolken gesammelt. Wenn nun die Spannung zwischen zwei mit verschiedener Elektrizität geladenen Wolken oder einer Wolke und der Erde so groß ist, daß ein Funke überspringt, so wird er in vielen Fällen die Gasdicht treffen und entzünden. Es entsteht ein Knall, der in den Wolken ein längeres oder kürzeres Echo findet und uns als Donner gefällig ist. „Selbstverständlich modifiziert sich das Donnergeräusch, je nachdem der Blitz mehr als eine Gasdicht oder Gasdichten verschiedenen Umfangs zur Explosion bringt. Hiernach wird es erklärlich, warum die Blitze aus heiterem Himmel oder die öfter von höheren Standpunkten aus beobachteten Blitze geräuschlos, als stille Gewitter verlaufen, und weiter, warum auf einen heftigen Donnererschlag plötzlich Regen eintritt oder der schon vorhandene Regen ergiebiger wird. Wahrscheinlich hängt damit auch die auf der Erde nach einem Gewitter bemerkbare als Ozongeruch wahrnehmbare Erhöhung des Sauerstoffgehaltes der Atmosphäre zusammen.“

Aus dem Tierleben.

Aus der Lebensgeschichte unserer Hausfliegen.

Der Begriff der Hausfliege ist heute nicht mehr der, den der alte Linné mit seiner Species *Musca domestica* aufstellte. Diese Fliegenart findet sich allerdings noch immer am häufigsten in warmen Räumen vor, in denen Nahrungsmittel oder deren Reste aufbewahrt werden. Außerdem aber gibt es noch eine kleine Hausfliege, die unter Umständen sogar häufiger sein kann als die gewöhnliche und zu einer ganz andern Familie gehört. Ihr etwas umständlicher wissenschaftlicher Name ist *Homalomyia canicularis*. In Landhäusern findet sich dann nicht selten noch eine dritte Fliegenart *Stomoxys calcitrans*. Damit ist selbstverständlich die Zahl der Fliegenarten, die in Wohnhäusern vorkommen können, nicht erschöpft, aber im Vergleich zu jenen drei sind alle übrigen Seltenheiten. Dr. Hewitt hat in der Vierteljahrsschrift für mikroskopische Wissenschaft die Ergebnisse von höchst sorgfältigen Beobachtungen an Fliegen beschrieben. Auf seinen Jagdzügen durch Wohnzimmer, Restaurants, Hotels, Küchen und Ställen erbeutete er im ganzen 3658 Fliegen. Von diesen gehörten 87½ Proz. zur Art der gewöhnlichen Hausfliege, 11½ Proz. zur *Homalomyia* und nur die übrigen 2 Proz. zu anderen Arten. Die einzelnen Länder haben meist ihre besonderen Fliegenarten. Dungstoffe sind überall die eigentliche Brutstätte der Fliege. Aus einem Kubikfuß Dünger kann man über 4000 Fliegen entstehen sehen. Ein Weibchen legt ungefähr 600 Eier, die schon zehn bis zwanzig Stunden später auskriechen, vorausgesetzt, daß eine geeignete Temperatur in der Umgebung herrscht. Eine Wärme von 23 Grad reicht dazu am wirksamsten zu sein. Die Larven häuten sich schon nach weiteren 18 bis 24 Stunden zum ersten Male, dann nach 24 Stunden zum zweiten Male. Auf der dritten Stufe der Entwicklung bleiben die Maden dann sechs Tage, so daß sie ihr ganzes Leben in diesem Zustand in 7½ bis 8 Tagen erledigen. Die folgenden 14 Tage bringen sie dann als Puppen zu, so daß die ganze Entwicklung bis zur Fliege in 22 Tagen durchgemessen wird. Dies gilt selbstverständlich nicht für alle Arten mit genau gleichen Ziffern. Die gewöhnliche Hausfliege hat eine sehr große Lebensfähigkeit, denn sie kann eine Kälte von — 10 Grad ohne Schaden vertragen. Für die Ablage ihrer Eier benützt sie dunkle Spalten und Ritze. Wenn eine erwachsene Fliege ihr Leben bis in den Winter hinein rettet, so verfällt sie für diese Jahreszeit in einen Zustand der Starre und erwacht daraus nur selten, um einen Hausbewohner durch ihre unerwartete Anwesenheit zu überraschen. In ihrer Verfolgung hat der Mensch einen tatkräftigen Freund und Bundesgenossen in einem Pilz, der von dieser Feindschaft den Ehrennamen *Empusa muscae* erhalten hat. Bei einiger Aufmerksamkeit kann man zuweilen eine Fliege irgendwo an Wänden oder Decke finden, die von diesem Pilz überfallen und vom Leben zum Tode gebracht worden ist. Die Hausfliegen sind übrigens, obgleich sie ihren Namen leider mit Recht tragen, ziemlich reiselustig, denn Dr. Hewitt hat sie gelegentlich in einer Entfernung bis zu drei Kilometer von jeder menschlichen Behausung gefunden. Ebenso unternehmen sie zuweilen Hochfahrten, die sich allerdings nicht weiter zu erstrecken scheinen, als auf ungefähr fünf- bis zwanzig Meter über dem Erdboden. Außer dem genannten Pilz stellen zahlreiche Tiere den Fliegen nach und verhindern, daß sie sich ins Ungemessene vermehren. Außer den Spinnen, die den Fliegenfang als eine feine Kunst betreiben, machen Wespen und Käfer auf sie Jagd. Trotzdem bleibt für den Menschen noch sehr viel zu tun übrig, wenn er der Fliegen einigermaßen Herr werden will, was um so notwendiger ist, als sie nachweislich zur Verbreitung von ansteckenden Krankheiten in hohem Grade beitragen. Besonders für die Keime des Typhus und der Cholera ist die Verschleppung durch die Fliege, die mit ihren Beinen, Fühlern und Körperhaaren die Bakterien auf Nahrungsmittel überträgt, unzweifelhaft festgestellt worden.